

zen befragt und diese an der Intention des Autors immer wieder prüft, zur soziologischen Aufklärung über das soziale System Religion beitragen zu wollen. Auf diese Weise wendet sich P. sowohl gegen theologische Vereinnahmungs- und Harmonisierungsbemühungen, die das Selbstverständnis der Systemtheorie übergehen, wie gegen apologetische Widerlegungsversuche, die den heuristischen Wert und das analytische Potential dieses Ansatzes verkennen. P.s Arbeit liefert keinen Beitrag zum Dialog mit der Soziologie, wenn man darunter versteht, es solle ein inhaltliches Einverständnis in bestimmten Fragen erzielt werden. P. ist vordringlich darum bemüht, die *intentio auctoris* zu verstehen und Kriterien für den berechtigten Dissens theologischer und soziologischer Religionsforschung zu ermitteln, die beiden Seiten plausibel sind. Erst in der Kenntnis dieser Maßstäbe ist ein fruchtbarer interdisziplinärer Diskurs möglich. Indem die Dialogpartner gemeinsam nach dem Punkt suchen, an dem sich ihre Wege scheiden, kann jede Seite um so klarer darüber nachdenken, weshalb sie der anderen unaufgebbare Positionen entgegenzusetzen hat. Und um so leichter können dann alle Beteiligten auch darauf verzichten, die andere Seite nur nach dem Grad der Übereinstimmung mit der eigenen Position zu beurteilen. P. hat vor diesem Hintergrund mit seinem Buch einen bemerkenswerten Beitrag geleistet, das Frage- und Antwortpotential im Dialog mit der Soziologie zu erweitern.

H.-J. HÖHN

## 2. Erkenntnistheorie, Metaphysik

PUNTEL, LORENZ. B., *Grundlagen einer Theorie der Wahrheit* (Grundlagen der Kommunikation und Kognition). Berlin–New York: de Gruyter 1990. 408 S.

Überblickt man heute die allgemeine (besonders die nichtformalisierte) wahrheitstheoretische Literatur, so kann man sagen, daß weite philosophische Kreise einen deutlichen Trend zum Wahrheitsrelativismus an den Tag legen. Der Wahrheitsbegriff wird zudem meist nur sehr vage gefaßt. Das vorliegende Buch widersetzt sich kraftvoll diesem Trend. Hat sich P. doch das Ziel gesetzt, wenigstens die Grundlagen einer „explikativ-definitionalen“ Theorie der Wahrheit zu entwickeln. Gemeint ist damit ein, durchaus mit normativem Anspruch zu betreibender, rational-systematischer Rekonstruktionprozeß. Der zunächst nur vorsystematisch gegebene semantische Status eines Ausdrucks der Umgangssprache (z. B. „Wahrheit“) soll so weit expliziert werden, daß eine systematische Vollbestimmung des semantischen Status des Ausdrucks und somit eine Definition desselben erreicht wird. Wem aber auch nur die Anfangsgründe zeitgenössischer Philosophie vertraut sind, der ahnt bereits, auf welche Unternehmung P. sich hier einläßt. Die Semantik hat sich in diesem Jahrhundert in gewisser Weise zu einer „prima philosophia“ entwickelt, und eine „Vollbestimmung des semantischen Status“ eines Begriffes gerät so unversehens zu einem fundamentalphilosophischen Grundlegungsprogramm, das logisch-epistemische wie ontologisch-metaphysische Dimensionen gleichermaßen umfaßt. Dies gilt insbesondere für den Begriff „Wahrheit“, der als philosophischer „Netzwerk-Begriff“ sowieso schon einen „disziplinenübergreifenden Charakter“ besitzt (296). Das eigentliche Zentrum des Bandes bildet daher auch das umfangreiche 3. Kapitel, das den logischen, sprachphilosophischen und ontologischen Grundlagen gewidmet ist.

Das Verhältnis von Logik und Ontologie und die Realismus-Antirealismus-Debatte werden zunächst thematisiert. Seinen Leitgedanken formuliert P. in Anlehnung an Kant so: „Eine Ontologie ohne formal-semantischen Halt ist blind; eine formale Semantik ohne ontologische Reichweite ist leer“ (129). Die antirealistische Position hat den unauflösbaren Zusammenhang von Logik und Ontologie bisher am schärfsten betont, es blieb aber – nach P.s Auffassung – auch bei ihren führenden Vertretern (z. B. Putnam) genau jenes Verhältnis im Grunde noch unbestimmt. „Interne Realisten“ tendierten daher dazu, einen kantianisch-epistemischen Standpunkt einzunehmen, der dann folgerichtig die ontologischen Intuitionen der „klassischen“ Korrespondenztheorie der Wahrheit nicht adäquat inkorporieren konnte. Es sollte daher nicht überra-

schen, daß „in den letzten Jahren eine zunehmende Konzentration auf wahrheitsontologische Aspekte festzustellen“ war (357). Fast alle wahrheitsontologischen Konzeptionen, die nach Tarski entwickelt wurden, basierten aber „auf der fraglosen Annahme der Standardsemantik und des damit gegebenen *objektontologischen Dogmas*“ (127). „Dabei wird das *Objekt (Individuum)* ... einfach als nicht weiter ontologisch strukturierte (oft als nicht weiter strukturierbare) Grundentität ... vorausgesetzt“ (3). Das Einzelne wird in der Standardsemantik als unanalysiert gegebene Interpretation des Namens eingeführt. Dem Individuum als dem Zugrundeliegenden wird in der Prädikation ein Attribut zugeschrieben. Daraus ergibt sich, daß dem Satz als Kombination von Individuum und Attribut ein abgeleiteter, sekundärer Status zukommt. Es wird angenommen, daß „der semantische Wert des singulären Terms und des Prädikates *im voraus* zu und *unabhängig* von ihrem Auftreten in einem Satz gegeben und bestimmt ist“ (146). Diesem Ansatz setzt P. das Kontextprinzip (KTP) entgegen. Das KTP wurde 1884 von Frege in den „Grundlagen der Arithmetik“ so gefaßt: „Nach der Bedeutung der Wörter muß im Satzzusammenhang, nicht in ihrer Vereinzelung gefragt werden“ (139). P. fordert, „die semantische Strukturiertheit des Satzes *in strenger Entsprechung zum KTP* zu konzipieren“ (147). Basiert man die Semantik auf das KTP, so ergeben sich weitreichende philosophische Konsequenzen, jedenfalls wenn man wie P. der Semantik keine ontologische Neutralität zugestehen will. Wittgenstein brachte die ontologische Konsequenz des KTP am Anfang des Traktatus folgendermaßen zum Ausdruck: „Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“ Primär sind nicht mehr Namen/Dinge, sondern Sätze/Sachverhalte.

P. legt im folgenden eine Theorie des Satzes und des Sachverhaltes vor, die in mehrfacher Hinsicht als neuartig bezeichnet werden kann. P.s Gedankengang auch nur in groben Zügen wiederzugeben, ist im Umfang einer Rezension von vorneherein unmöglich. Es sollen daher nur einige charakteristische Elemente angesprochen werden: P.s semantischer Grundbegriff lautet „semantischer Wert“. „Damit ist jenes X gemeint, auf welches ein Sprachzeichen abgebildet wird, wenn das sprachliche Zeichen ‚verstanden‘ ... wird“ (68). P. unterscheidet drei unverzichtbare Arten des semantischen Wertes: den *semantisch-informationalen*, den *semantisch-funktionalen* und den *semantisch-dimensionalen* Wert. Der Satz dient dazu, Informationen zu codieren, etwas über die Welt mitzuteilen. Der zentrale Informationswert des Satzes ist die durch ihn ausgedrückte Proposition (nun als „*Ppst*“ abgekürzt). Da aber reale Sprachen meist nicht „verewigt“ (Quine), sondern kontextabhängig und indexikalisch verwendet werden, muß der Informationswert noch um den *semantisch-funktionalen* Wert ergänzt werden. Dieser stellt eine Funktion (im mathematischen Sinne) dar, die für jeden möglichen Kontext eines Satzes den *semantisch-informationellen* Wert (= die *Ppst*) bestimmt, der ihm in genau diesem Kontext zukommt. Derartige Funktionen (meist über mögliche Welten) stellen heutzutage üblicherweise das Herzstück der Bedeutungstheorie dar. Der *semantisch-dimensionale* Wert des Satzes schließlich ist die Menge der möglichen Welten, in denen der *semantische-informationale* Wert (= die *Ppst*) besteht bzw. der Satz wahr ist.

Dieser knappe Einblick verdeutlicht schon die ausschlaggebende Relevanz des *Ppsts*-Begriffes für P.s Wahrheitstheorie. Der Leser sei sogleich eindringlich gewarnt: Der zeitgenössische Philosoph assoziiert nämlich mit dem Begriff „Proposition“ entweder „Bedeutungen“ in irgendeinem logisch-ontologischen Sinn, „Wahrheitsträger“ oder die Objekte der berüchtigten „propositional attitudes“. All diese Assoziationen sind einem adäquaten Verständnis von P.s *Ppsts*-Begriff wohl mehr hinderlich als nützlich. P. könnte sogar in mancher Hinsicht als ein Intensionalitätskritekriter im Sinne Quines bezeichnet werden, wenn das nicht wiederum falsche Assoziationen (in Richtung des Physikalismus) heraufbeschwören würde. Wie erwähnt: P.s Ansatz sprengt die eingefahrenen Bahnen.

Was ist nun eine Proposition im Sinne P.s, also eine *Ppst*? Die Tradition der europäischen Philosophie hat aus der Analyse der Form des prädikativen Satzes eine grundsätzliche ontologische Dichotomie abgeleitet. Etwas wird über etwas ausgesagt:  $P(x)$ . Dementsprechend nahm man ein zugrundeliegendes Substratum an, dem ein Attribut zugeschrieben werden konnte. „Trotz ihres angeblich ‚metaphysikfreien‘ Ansatzes ist

die moderne analytische Philosophie zutiefst von diesem Substratum-Denken geprägt“ (183 f). P. geht davon aus, daß das Attribut die grundlegende intelligible Entität darstellt. Löst man Attribute aus dem Satzzusammenhang, so entsteht das notorische Universalienproblem. Diese Vorgehensweise widerspricht aber dem Kontextprinzip. Wenn der Satz im Sinne des KTP das primäre Sprachgebilde und das Attribut die fundamentale intelligible Entität ist, so ist „x“ in „P(x)“ als Individuenvariable nur vom Satz her zu verstehen. „Das Objekt/Individuum, das als Wert von ‚x‘ angenommen wird, darf nicht mehr unabhängig vom Attribut, das durch ‚P(‘) angezeigt wird, vorausgesetzt werden“ (188). Die fundamentale Entität ist nach P. die Realisierung eines Attributes in einer (möglichen) Welt. Ein Objekt/Individuum im herkömmlichen Sinne ist hingegen eine Konfiguration von realisierten Attributen. Das Individuum ist also dem Attribut gegenüber sekundär. Ist daher der Prädikatsausdruck primär und gilt gleichzeitig das KTP, so folgt: „die adäquate oder bestimmte Fassung des Prädikatsausdrucks ist der Satzausdruck“ (192). Solche fundamentalen Satzausdrücke (wie „es regnet“, „es ist Milch“ oder auch „Mama“) seien „primäre Sätze“ genannt. Der semantisch-informationale Wert des primären Satzes ist damit die primäre *Ppst*.

Was aber ist der ontologische Status der *Ppst*? Dieser Frage widmet P. den spekulativsten Teil des Buches (3.6), in dem das Verhältnis von Sprache (im weitesten Sinne eines konzeptuellen Schemas) und Welt thematisiert wird. Eine Welt ist eine *Ppsten*-Menge, so daß jede beliebige vollbestimmte *Ppst* entweder ein Element oder kein Element dieser Menge ist. „Sprache“ wird hier nicht verstanden als eine konkrete, tatsächlich verwendete Sprache (tokenized), sondern „im Sinne eines abstrakten semiotischen Systems mit prinzipiell überabzählbar unendlich vielen Ausdrücken“ (281 f). Wir schreiben daher „SPRACHE“. Gemäß der durch die Realismus-Antirealismus-Debatte gewonnenen Einsichten, ist eine sprachunabhängige Welt in einem absoluten Sinne nicht intelligibel. Das Programm des transzendenten Realismus scheitert an dieser Hürde. Andererseits führt es zu absurden Konsequenzen, wenn die Sprachabhängigkeit der Welt von einem faktischen sprachlichen Vollzug (tokenized) begründet werden soll. P. geht einen dritten Weg: „Die (bzw. jede) wirkliche Welt besitzt ... die immanente Bestimmtheit der Ausdrückbarkeit“ (278), so daß sie prinzipiell von einem semiotischen System erfaßt werden kann. Die Welt ist daher unabhängig von bestimmten realisierten Sprachen (tokenized), hat aber eine immanente Bezogenheit auf eine SPRACHE. In diesem idealisierten Sinne ist die Welt sprachabhängig. Die *Ppst* ist als ein Element einer Welt also eine „nichtsprachliche (wenn auch sprachabhängige)“ Entität (262). Jede wirkliche *Ppst* ist ein Bestandteil einer Welt in Entsprechung zu einer SPRACHE. Der Informationsgehalt des Satzes in der SPRACHE ist also eine nichtsprachliche, sprachabhängige Entität. P. nennt diese Entität nicht nur *Ppst*, sondern auch „Verhalt“. Der maximale Verhalt, der einer maximalen SPRACHE korreliert, wäre daher dann folgerichtig die WELT. Natürlich handelt es sich hier um regulative Ideen, da die Beherrschung einer maximalen SPRACHE endlichen Intellekten wie den unseren verschlossen bleibt. Wir haben jetzt eine grob simplifizierende „tour de force“ durch das 3. Kapitel abgeschlossen, erst nach fast 300 Seiten beginnt die Darstellung des „intuitiven Wahrheitsverständnisses“ und gelangt das Buch somit zu seinem „eigentlichen“ Thema. P. versucht die verschiedenen Aspekte des intuitiven Wahrheitsverständnisses, die jeweils von einzelnen Wahrheitstheorien einseitig herausgegriffen wurden, in ein kohärentes Ganzes zu synthetisieren. Der Gang dieser Argumentation sei hier nicht weiterverfolgt. Statt dessen soll das Ergebnis kurz charakterisiert werden. Zunächst ergibt sich aus dem bisher Entwickelten zwanglos: Ein Verhalt (eine *Ppst*) ist nur dann wahr, wenn er (sie) durch einen möglichen Satz ausdrückbar ... ist.“ „Ein Satz ist nur dann wahr, wenn er einen wahren Verhalt (eine wahre *Ppst*) ausdrückt ...“ (318). Diese Einsicht führt aber nicht viel weiter, da die Ausdrückbarkeit eines Verhaltes (*Ppst*) durch einen Satz ja gerade das Definiens des Verhaltes ist. Das entscheidende Definiens der Wahrheit des Verhaltes ist ein anderes: „Ein Verhalt oder eine *Ppst* ist wahr, wenn er/sie ein Bestandteil einer Totalität zusammengehörender Verhalte ... ist, die man ‚Welt‘ nennen kann. ... Einen Verhalt als wahr qualifizieren, heißt, ihn in die Totalität der wirklichen Verhalte eingliedern oder als eingegliedert betrachten“ (323). P. entwickelt also eine Kohärenztheorie der Wahrheit, allerdings in

einem ganz anderen als dem „üblichen“ epistemischen Sinne. „Die Grundidee ist klar: Es ist die Idee der Kohärenz des Systems, allerdings nicht mehr (nur) in einem vagen Sinne auf der Ebene der ... Sätze, sondern auf der Ebene der ontologisch aufgefaßten Verhalte/ Ppsten“ (323).

Ein Werk dieser Komplexität kann in diesem Rahmen nicht präzise kritisiert werden, da dies feinste Arbeit am Detail erforderte, obwohl hier nicht einmal das „Grobe“ einigermaßen vollständig dargestellt wurde. Das Kernproblem liegt wohl darin, daß P. die Position des internen Realismus doch letztlich in die Richtung eines objektiven Idealismus weiterdeutet. Hier werden sich die Geister scheiden. Dies wird durch folgende Überlegung weiter verdeutlicht. Wir haben bisher nur die Proposition und den Satz (gleichsam als Universale) betrachtet. P. nimmt aber noch ein Drittes an: konkrete satzhafte Äußerungen durch eine kognitive Instanz. Wahr ist ein Verhalt nur, wenn er (i) in die WELT kohärent eingegliedert, (ii) durch einen Satz in einer SPRACHE ausdrückbar und (iii) durch eine kognitive Instanz angemessen aktualisierbar ist (327). Die WELT ist also in P.s Ontologie gleichsam auf kognitive Instanzen hin „ausgelegt“ (was an das anthropische Prinzip in der Physik erinnert). Für den Leserkreis gerade dieser Zeitschrift ergibt sich daraus der interessante Schluß, daß der WELT möglicherweise eine maximale kognitive Instanz korrespondieren könnte. P. bezeichnet den Gedanken einer „kognitiven Maximalinstanz“ als „auf den ersten Blick ... sehr kühn“ (332) und verfolgt ihn nicht weiter. An dieser Stelle könnten philosophisch versierte Theologen sicher einen Gesprächsfaden aufnehmen. Wie dem auch sei – dieses Buch wird einen wichtigen Platz in der wahrheitstheoretischen Diskussion einnehmen.

G. BRÜNTRUP S. J.

McGINN, COLIN, *Mental Content*. Oxford: Blackwell 1989. vi + 218 S.

Ein scharfsinnig vorgebrachter Skeptizismus war zu allen Zeiten ein notwendiges Element in der philosophischen Debatte. M. gehört zu den außergewöhnlich anregenden Denkern der Gegenwart, gerade weil sich bei ihm handwerklich professionelle philosophische Analyse mit einer kräftigen Dosis Skepsis zu einer guten Mischung verbindet. In diesem neuen Werk bleibt er diesem Ansatz einerseits über weite Passagen treu, zum anderen wagt er sich trotzdem gegen Ende sehr weit mit einer positiven These heraus. M. ist sich dieser Spannung wohl bewußt und deutet sie schon im Vorwort humorvoll an. Kaum einer, der sich mit der Thematik dieses Buches intensiver beschäftigt hat, wird M. diese Unausgegorenheit leichtfertig ankreiden: Fast nirgendwo in den philosophischen Debatten drängt sich eine skeptische Position argumentativ mit solcher Kraft auf und scheint gleichzeitig intuitiv so unakzeptabel zu sein wie gerade hier, wo es um den „Inhalt des Geistes“ geht. Dieser Zusammenhang wird besonders deutlich bei Wahrnehmungsinhalten. Wissen aus Wahrnehmung können wir anderen und uns selbst einerseits mit außergewöhnlicher Treffsicherheit zuschreiben. Diese Zuschreibungen enthalten kausale Elemente, denn wir nehmen an, daß die Wahrnehmungen von den Tatsachen verursacht werden. Damit ist auch impliziert, daß es zwischen der Realität und dem Inhalt von Wahrnehmungen gesetzmäßige Verknüpfungen gibt. Nun ist aber andererseits in der analytischen Debatte – spätestens seit Davidsons „Anomalem Monismus“ – die Ansicht weit verbreitet, daß intentionale Einstellungen (wie z. B. Urteile über Wahrnehmungsinhalte) eben gerade nicht Gesetze instantiiieren, sondern in diesem Sinne gesetzeslos (anomal) sind. Diese Inkonsistenz in den anerkannten Überzeugungen scheint unvermeidlich. Vermag M. sie aufzulösen? Zunächst einmal erarbeitet er sich über eine groß angelegte Begriffsanalyse das Handwerkszeug. Ausgehend von Putnams hinreichend bekannten Argumenten für eine externalistische Bedeutungstheorie („Bedeutungen sind nicht im Kopf“) entwickelt M. wertvolle begriffliche Unterscheidungen. Besonders die ausführlichen Analysen über schwachen und starken Externalismus haben das Niveau, Standardliteratur zu werden, wenn man einmal von den allzu weitreichenden metaphysischen Rückschlüssen z. B. über den Substanzbegriff absieht, die M. gelegentlich ziemlich ungeschützt zieht. Schwacher Externalismus (SwExt) behauptet, daß ein gegebener mentaler Zustand an die Existenz eines nicht-mentalenen Sachverhaltes irgendwo in der Welt gebunden ist. Starker Externalismus